

Der Moorhof.

Roman von **Ferdinand Hermann.**

(Fortsetzung.)

(Nachdr. verboten.)

Da es Hertha Ambrecht verschmäht hatte, auf der langweiligen, vielfach gewundenen Landstraße zu bleiben, und da sie ohne Zögern den schwach angedeuteten Wiesenpfad eingeschlagen hatte, welcher am schnellsten zu der Baumgruppe neben dem Kirchthürmchen zu führen schien, so mußte sie schon nach wenigen Schritten die Erfahrung machen, daß diese Pfade sicherlich nicht für zartbeschuhte Damen aus der Residenz berechnet seien. Mit einem leisen Aufschrei sank sie bis an den Knöchel in das feuchte Gras des moorigen Bodens ein, und sie fühlte nur zu bald, wie die Nässe durch das feine Leder ihrer leichten Stiefelchen drang.

„Wollen wir nicht umkehren, Hertha?“ fragte Helene, nachdem die Wanderung etwa zehn Minuten gewährt hatte. „Es wird unmöglich sein, auf diese Weise weiter zu kommen.“

Aber die Gefragte dachte nicht daran, ihren Vorsatz aufzugeben.

„Weshalb unmöglich?“ rief sie zurück. „Wenn man sich auf einer Entdeckungsreise befindet, muß man auch die Strapazen mit in den Kauf nehmen.“

Helene hatte sich unverkennbar längst daran gewöhnt, den Launen ihrer schönen Verwandten zu gehorchen. Ohne weiteren Widerspruch folgte sie ihr geduldig nach, obwohl ihr der abscheuliche Weg ungleich größere Schwierigkeiten bereitete, als der voranschreitenden Hertha; denn sie besaß nicht die Kraft und Gewandtheit des Körpers wie Hertha, welche eine besonders häßliche Stelle, einen kleinen Wasserlauf oder eine Pfütze anscheinend ohne jede Anstrengung mit einem graziösen Sprunge überwand. Sie war erhitzt und auf das Aeußerste erschöpft, als sie nach beinahe dreiviertelstündigem Marschiren — das sie überdies ihrem eigentlichen Ziel kaum merklich näher gebracht hatte — plötzlich vor einem ziemlich breiten, von niedrigem Gebüsch umsäumten Bache standen, über den nirgends eine Brücke oder ein Steg zu führen schien.

„Welch' ein Strom!“ rief Hertha. „Und nah und fern kein Segel zu erspähen! Was wird uns Anderes übrig bleiben, als dies reißende Gewässer schwimmend zu überwinden!“

Ihr leichtes Sommerkleid ein wenig aufnehmend, ging sie an dem Rande des Bächleins dahin, unbekümmert darum, daß unter jedem ihrer Schritte das Wasser aufspritzte, und rasch hatte sie gefunden, was sie gesucht.

Ein moosbewachsener Stein, welcher mitten im Wasser lag, versprach den Uebergang möglich zu machen.

„Dieser Felsen ist unsere Rettung!“ deklamirte Hertha. „Wie hätten wir auch unverrichteter Dinge heimkehren dürfen, nachdem Stiefel und Kleider doch einmal hoffnungslos verdorben waren.“

Ehe noch Helene ernstlichen Einspruch erheben konnte, war sie mit einem behenden Satz auf die schmale, schlüpfrige



Im Reiche der Töne. Nach einem Gemälde von Wilhelm Bader. (S. 115

Fläche des Steins und von dort aus an das andere Ufer gelangt. Jetzt streckte sie der zögernden Gefährtin lachend den Griff ihres Sonnenschirms als Stütze entgegen.

„Nur Muth, mein Schatz!" rief sie ihr zu. „Selbst im allerschlimmsten Falle kann es nicht mehr kosten als das Leben!"

In der That kam auch Helene scheinbar glücklich hinüber, aber als sie drüben festen Fuß faßte, wich plötzlich alles Blut aus ihren Wangen, und obwohl sie die Lippen fest zusammenpreßte, konnte sie doch einen unwillkürlichen Schmerzenslaut nicht mehr unterdrücken.

„Was ist Dir?" fragte Hertha. „Hast Du Dir wehe gethan?"

Verneinend schüttelte die Gefragte den dunklen Kopf. Aber sie mußte das Gesicht dabei zur Seite wenden, weil sie fühlte, daß die körperliche Pein ihr die Thränen in die Augen trieb.

„Es ist nichts," erwiederte sie dann. „Ich habe mich wohl ein wenig an einer Wurzel gestoßen."

Eine allzu ängstliche Besorgniß für das Wohl ihrer Nebenmenschen schien nicht gerade in Hertha's Natur zu liegen, denn sie gab sich mit dieser Antwort, obwohl sie mit sehr unsicherer Stimme gegeben worden war, ohne Weiteres zufrieden und schritt um so schneller über die sumpfige Wiese vorwärts, als jetzt das Dach eines Hauses, welches sie vorher gar nicht wahrgenommen hatte, über den Wipfeln einiger eng zusammengedrängten Kastanienbäume auftauchte und ihre Neugier reizte. Erst als sie auf eine über die Schulter zurückgerufene Frage keine Antwort erhielt, sah sie sich nach ihrer Begleiterin um und nahm zu ihrer Ueberraschung wahr, daß Helene nur wenige Schritte weiter gekommen war.

„Mein Gott, was ist denn geschehen?" rief sie mit merklicher Ungeduld. „Ist Dir eine Boa constrictor über den Weg gelaufen?"

„Ich kann nicht mehr, Hertha!" kam es von den entfärbten und bebenden Lippen des jungen Mädchens zurück. „Es ist mir unmöglich weiter zu gehen."

„Du hast Dich also doch verletzt? Ja, Du Närrchen, warum sagtest Du mir denn das nicht sogleich? Wahrhaftig, Du bist blaß wie eine weiße Lilie. Am Ende fällst Du mir noch hier unter freiem Himmel in Ohnmacht."

Hertha war zurückgeeilt und hatte ihren Arm stützend um die zitternde Gestalt Helenens geschlungen. Alle Ungeduld und alles Herrische war jetzt aus ihrem Wesen verschwunden, sie war voll aufrichtiger, liebevoller Theilnahme, und mit dem Ausdrucke freundlichen Mitleids erschien ihr Gesicht noch ungleich schöner, als vorher.

„Ich glaubte, es würde rasch vorübergehen," flüsterte Helene, die sichtlich große Schmerzen litt, „aber es ist mit jedem Schritte schlimmer geworden. Ich muß mir den Fuß vertreten haben."

„Und ich, die Dich veranlaßt hat, mir über Stock und Stein zu folgen, trage die Schuld daran! Da ist ein Grenzstein. Setze Dich nur vor Allem nieder, mein armes Herz."

Mehr tragend als führend geleitete sie Helene zu dem einfachen Sitze. Dann aber waren sie für eine kleine Weile Beide vollkommen rathlos.

„Was nun?" fragte Hertha. „Daran, daß Du hinkend den weiten Weg nach Hause machen könntest, ist selbstverständlich nicht zu denken, und meine Kräfte reichen leider nicht aus, Dich zu tragen. Hier aber kann ich Dich in Deiner Hilflosigkeit ebensowenig eine Stunde lang allein lassen. Das ersehnte Abenteuer hätten wir ja nun wirklich; nur schade, daß Du es bist, welche die Kosten bestreiten soll."

Rings um sie her herrschte die tiefste Stille; weit und breit war nichts von einem menschlichen Wesen zu erspähen, und die Befürchtung lag nur zu nahe, daß eine sehr lange Zeit vergehen würde, ehe sie einen zufällig Vorübergehenden auf ihre Verlegenheit aufmerksam machen könnten. Da erinnerte sich Hertha des Hauses, dessen Dach sie über den Baumwipfeln gesehen hatte, und kurz entschlossen wandte sie sich nach jener Richtung.

Es wurde ihr erspart, lange nach einem lebendigen Wesen umherspähen zu müssen. Sie hatte kaum die breite Fahrstraße erreicht, welche an den Kastanienbäumen vorüberführte, als sie die hochgewachsene Gestalt eines noch jungen Mannes unter denselben hervortreten sah. Trotz der Einfachheit seines aus grauem Lodenstoff gefertigten Anzuges war seine Erscheinung nicht ohne eine gewisse Feinheit, und als er jetzt näher kam, gewahrte Hertha, daß der breitrandige Strohhut ein hübsches männliches Gesicht von offenem, angenehmem Aus ruck beschattete.

Wie sicher und selbstbewußt die durch ihre Umgebung von jeher arg verwöhnte junge Dame sonst auch sein mochte, nun klopfte ihr doch vor Befangenheit ein wenig das Herz, da sie den wildfremden Mann um seinen Beistand angehen sollte. Aber er sah ja nicht aus wie ein gewöhnlicher Bauer, und da sie überdies die eigentliche Urheberin des ganzen Mißgeschicks war, mußte sie wohl auch alle unangenehmen Folgen desselben muthig auf sich nehmen.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte sie mit tapferem Entschluß; „aber da ich annehme, daß Sie zu den Bewohnern jenes Hauses gehören, muß ich mich wohl in meiner peinlichen Verlegenheit an Ihre Großmuth wenden."

Er stand jetzt unmittelbar vor ihr, und indem er höflich seinen Hut abnahm, sagte er, sich vorstellend, mit einer tiefen, klangvollen Stimme: „Gerhard Freising, der Besitzer des Moorhofes, welchen Sie dort sehen, mein Fräulein. Ich bin selbstverständlich mit Allem, was ich vermag, zu Ihren Diensten."

„Meine Base hat das Unglück gehabt, sich bei unserem Spaziergange über die Wiesen den Fuß zu verletzen. Sie sitzt da drüben auf dem Wegsteine und kann vor Schmerzen nicht weiter. Vielleicht haben Sie einen Wagen, der uns nach Schloß Schönheide, der Besitzung meines Vaters, zurückbringen kann."

„Es ist schlimm, daß ich diese Frage nicht zu bejahen vermag, mein Fräulein. Meine beiden Pferde sind weit drüben auf den Feldern, und die einzigen Gefährte, über welche ich verfüge, sind Arbeitswagen, die zur Beförderung eleganter junger Damen sehr wenig geeignet sind."

Obwohl er nicht viele Worte machte, um sie seiner Verzweiflung über diese fatale Thatsache zu versichern, stand ihm das Bedauern doch so unverkennbar auf dem ehrlichen sonnenverbrannten Gesicht geschrieben, daß Hertha diese Versicherungen gar nicht vermißte.

„So können Sie doch vielleicht einen Boten auftreiben, der nach Schönheide läuft, um dort einen Wagen zu holen," meinte sie. „Ich hätte mich wohl selber auf den Weg gemacht, wenn ich es über mich gewinnen könnte, meine arme hilflose Base so lange sich selbst zu überlassen."

„Dazu wird sich Rath finden lassen," versetzte er nach kurzem Bedenken. „Aber bis der Wagen hier sein kann, muß eine geraume Zeit vergehen, denn die Fahrstraße beschreibt auf dem sumpfigen Boden einige gewaltige Bogen. So lange kann die verletzte junge Dame unmöglich auf ihrem unbequemen Sitze in dem nassen Grase bleiben, und Sie müssen mir wohl gestatten, Ihnen für eine kleine Weile die Gastfreundschaft eines bescheidenen Junggesellenheims anzubieten."

Hertha schwankte unentschlossen, und sie würde die Einladung wahrscheinlich abgelehnt haben, wenn es sich um sie selbst gehandelt hätte. Aber sie sah wohl ein, daß Helenens Lage in der That eine sehr unbehagliche sei, und in der ruhigen, schlichten Art des Mannes war überdies so viel Vertrauenerweckendes, daß ihr das Wagniß nicht allzugroß erschien.

„Es bleibt uns wohl nichts Anderes übrig, als Ihr Anerbieten mit bestem Dank anzunehmen," sagte sie. „Erlauben Sie mir denn, Sie mit meiner Base bekannt zu machen."

Sie gingen zu dem Platze zurück, auf welchem Helene mit todtenblassem Gesichtchen und mit feucht schimmernden Augen saß, sichtlich nur noch mit Mühe ihre Standhaftigkeit bewahrend. Beim Anblick des stattlichen jungen Mannes ging es erst wie ein Zucken der Ungewißheit, dann aber wie ein Aufleuchten über ihre Züge, und noch ehe Hertha die förmliche Vorstellung hatte bewirken können, hatten sich die Hände der Beiden ineinander gefunden.

„Helene!" — „Gerhard!" war es gleichzeitig und mit den echten Herzenslauten der freudigsten Ueberraschung von ihren Lippen gekommen. Das junge Mädchen vergaß für einen Augenblick jeden körperlichen Schmerz, denn ihr Lächeln war heiter wie hellster Sonnenschein; und Gerhard Freising, welcher noch soeben der schöneren Hertha gegenüber so viel ruhige Unbefangenheit gezeigt hatte, behielt wie aus Verlegenheit die dargebotene kleine Hand ungewöhnlich lange in der seinigen.

Hertha's Stimme war es, deren heller Klang Beide aus ihrer Selbstvergessenheit aufschreckte.

„So sind die Herrschaften alte Bekannte?" sagte sie. „Da müssen wir am Ende dem Zufall noch obendrein dankbar sein für seine kleine Neckerei."

Freising war ein wenig zusammengezuckt, wie Jemand, der unsanft aus einem angenehmen Traume geweckt wird. Indem er Helenens Hand freigab, wurde seine Haltung plötzlich wieder ernst und zurückhaltend, wie sie es vordem gewesen war.

„Fräulein Dörenberg und ich, wir sehen uns in der That nicht zum ersten Male," sagte er. „Aber es ist eine hübsche Reihe von Jahren seit unserer letzten Begegnung vergangen."

„Eine Jugendfreundschaft also? Nun, man hat mir gesagt, daß dies die dauerhaftesten seien, und Sie werden gewiß viel schöne Erinnerungen miteinander auszutauschen haben, während wir drinnen die Ankunft unseres Wagens erwarten."

Freising hatte die Mahnung in den letzten Worten verstanden.

„Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich in meiner ersten Ueberraschung das Nothwendigste vergaß. Sie sind verletzt, Sie leiden vielleicht heftige Schmerzen?"

„Es ist nicht von Bedeutung," entgegnete Helene leise. „Das Aergerliche ist nur, daß ich nicht zu gehen vermag."

„Bis zum Moorhofe haben wir glücklicherweise nur eine kleine Strecke. Wenn Sie mir erlauben, Sie zu stützen, wird es gehen. Können Sie mit dem verletzten Fuße auftreten, Fräulein Helene?"

Sie hatte sich, auf seinen Arm gestützt, erhoben und machte mit zusammengepreßten Zähnen einen tapferen Versuch, einen Schritt zu thun. Aber der Zustand des beschädigten Fußes mußte sich wohl während der letzten Viertelstunde verschlimmert haben, denn sie wäre mit einem leisen Wehelaut zusammengesunken, wenn nicht Freising's kräftiger Arm ihre schmiegsame Gestalt fest umschlungen hätte.

„Es ist schlimmer, als ich fürchtete," sagte er voll herzlicher Theilnahme. „Sie dürfen sich keine weitere Anstrengung zumuthen; ich werde Sie hinübertragen."

Helene hätte nicht mehr Zeit gehabt, einen Einspruch gegen diese Absicht zu erheben, denn schon fühlte sie sich emporgehoben und an seine breite Brust geschmiegt. Mit soviel Geschick und Zartheit war er zu Werke gegangen, daß dies Alles sie kaum etwas Ungewöhnliches dünkte, und in seinen starken Armen, die sie fürsorglich hielten, überkam sie vielmehr eine Empfindung des Behagens und der ruhigen Sicherheit, welche selbst den peinigenden körperlichen Schmerz plötzlich erträglicher machte.

Mit einem kleinen Kopfschütteln folgte Hertha dem voranschreitenden Freising, der von seiner zierlichen Last anscheinend so wenig behindert wurde, als fühle er kaum ihr Gewicht. Schnell hatten sie das Haus hinter den schattigen Kastanienbäumen erreicht, und die Tochter des reichen Herrn Ambrecht sah mit einiger Ueberraschung, daß das Gebäude eigentlich noch um Vieles bescheidener sei, als sie es nach der äußeren Erscheinung und dem Benehmen seines Besitzers erwartet hatte. Es hatte gar nicht den Charakter eines Herrenhauses, wie es nach ihrer Vorstellung doch selbst zu einem kleinen Gütchen gehörte, und im Vergleich mit Schloß Schönheide war es geradezu armselig zu nennen.

Aber an Ordnung und Sauberkeit wenigstens ließ sein Inneres nichts zu wünschen. Die blankgescheuerte Diele war nach der ländlichen Sitte der Gegend mit frischem, weißem Sande bestreut, und an der Wand des geräumigen Vorplatzes prangte eine Reihe von hölzernen Milchgefäßen, deren Messingreifen blinkten und blitzten, als seien sie eben erst aus den Händen ihrer Verfertiger hervorgegangen.

Eine Thür zur Linken war nur leicht angelehnt. Freising stieß sie mit dem Fuße auf und ließ seine liebliche Last in dem geräumigen, doch nicht eben hohen Zimmer behutsam auf ein altmodisches Sopha niedergleiten.

„Habe ich Ihnen auch nicht wehe gethan?" fragte er, während er noch über sie geneigt war, und seine Augen suchten dabei die ihrigen. „Leiden Sie denn noch immer große Schmerzen?"

Ihre Blicke begegneten sich, und es war mehr als nur Dankbarkeit für den eben geleisteten Dienst, was unter Helenens Wimpern hervorleuchtete.

„Es ist schon viel besser," sagte sie. „Aber wie viele Mühe und Unbequemlichkeit haben Sie um meinetwillen!"

Gerhard lächelte. „Ich zahle damit nur einen sehr kleinen Theil meiner alten Schuld zurück. Doch nun gilt es, schnell einen Boten nach Schönheide abzuschicken und irgend etwas zu Ihrer Erleichterung zu thun. Ich hole Ihnen meine Wirthschafterin. Sie ist eine erfahrene Frau und wird dem kranken Fuß vielleicht die erste Hilfe angedeihen lassen können."

Er war schon an der Thür, als Hertha's Zuruf ihn zurückhielt.

„Sagen Sie doch Ihrem Boten, Herr Freising, daß er seine Meldung keinem Anderen mache, als meinem Vater in eigener Person, und lassen Sie ihn in meinem Namen ausdrücklich hinzufügen, wir wünschten von Niemand abgeholt zu werden, am wenigsten von Herrn Kreuzkamp, der sich möglicherweise dazu erbieten könnte."

Ueber das gebräunte Gesicht des jungen Hausherrn flog ein finsterer Schatten.

„Kreuzkamp?" wiederholte er. „Meinen Sie den Besitzer von Gollnow?"

„Ich glaube mich zu erinnern, daß seine Besitzung diesen Namen führt. Aber Sie fragen das in einem so sonderbaren Tone. Ist Herr Kreuzkamp nicht Ihr Freund?"

„Mein Freund? Nein, wahrhaftig, das ist er nicht!" klang es mit einer fast befremdlichen Härte von den Lippen des jungen Mannes. „Er ist vielmehr der einzige Mensch, den ich von Grund meines Herzens verachte. Doch verzeihen Sie; die Bestellung eilt und soll pünktlich ausgerichtet werden."

Als die Thür hinter ihm zugefallen war, wandte sich Hertha lebhaft an ihre Base.

„Dein Jugendfreund ist ja ein prächtiger Mensch, Helene! Warum in aller Welt hast Du mir niemals von ihm gesprochen?"

Ihrem scharfen Blicke entging das zarte Erröthen nicht, welches über die Wangen der Gefragten huschte.

„Es ist wohl beinahe zehn Jahre her, seitdem ich ihn zum letzten Mal gesehen habe. Ich war damals noch ein ganz kleines Mädchen."

„Um so inniger muß eure Zuneigung gewesen sein, wenn ihr euch heute noch auf den ersten Blick wiedererkennen konntet. Du mußt mir noch ausführlicher von ihm erzählen, denn er interessirt mich in der That Schon die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er seinem Abscheu gegen Kreuzkamp Ausdruck gab, ohne doch unsere Beziehungen zu dem Manne zu kennen, hat mir ausnehmend gefallen. Solche Aufrichtigkeit gehört heutzutage zu den seltenen Tugenden."

„O, er war stets von unbedingter Wahrhaftigkeit," versicherte Helene mit etwas verdächtiger Wärme. „Nie würde ein unwahres Wort aus seinem Munde gekommen sein!"

Hertha mußte die kleine Neckerei, die ihr auf der Zunge lag, unterdrücken, denn eine einfach gekleidete ältliche Frau, mit einer weißen Haube auf dem ergrauenden Haar, trat über die Schwelle. Sie trug eine Wasserschüssel und ein Päckchen mir weißem Linnenzeug. Es war also kein Zweifel, daß sie die von Freising angekündigte Wirthschafterin sei Ohne viel neugierige Fragen und zudringliche Geschwätzigkeit ging sie daran, nach Kräften Hilfe zu leisten. Der verletzte Fuß war freilich schon so stark angeschwollen, daß das durchnäßte Stiefelchen ebenso wie der Strumpf nur unter energischer Zuhilfenahme von Messer und Scheere entfernt werden konnten.

„Na, es ist wenigstens nichts gebrochen," meinte die alte Frau beruhigend, nachdem sie den leidenden Fuß überall besichtigt und befühlt hatte. „Ein kurzes Krankenlager wird es wohl geben, denn verstaucht oder verzerrt ist da jedenfalls etwas. Aber wie kann man auch mit solchen Stiefeln über unsere Wiesen gehen! Das Leder ist ja nicht viel besser als Papier."

Sie tauchte eines der Linnentücher in kaltes Wasser und legte einen Verband an, der allerdings kaum das Entzücken eines Chirurgen gewesen wäre.

„Mehr hätte ein Doktor für's Erste auch nicht thun können," meinte sie mit unverkennbarem Selbstgefühl. „Ich verstehe mich ein wenig auf diese Sachen, denn mein seliger Mann war Thierarzt, und man sieht am Ende nicht zwanzig Jahre lang ohne jeden Nutzen zu."

Helene hatte sich geduldig in Alles gefügt, was mit ihr geschah, und während die Wirthschafterin die von ihrem Manne erlernten thierärztlichen Kunstgriffe zu praktischer Anwendung brachte, wanderten die Blicke der Patientin in dem Zimmer umher, das ihr zu einem gastlichen Obdach geworden war.

Die Ausstattung war altväterisch und überaus einfach; es war nicht ein einziges Stück da, welches lediglich als Luxusgegenstand hätte bezeichnet werden können, denn die großen Büchergestelle an der einen Wand und die beiden trefflichen Kupferstiche, welche in schlichten schwarzen Rahmen rechts und links von der niedrigen Thür hingen, fügten sich wie nothwendige Bestandtheile in den Charakter der schmucklosen Einrichtung ein. Der Tisch zwischen den beiden Fenstern war mit Schreibmaterialen, Büchern und Schriftstücken vollständig bedeckt; aber obwohl er die Spuren häufigen Gebrauchs ganz unverkennbar aufwies, zeigte sich auf ihm doch dieselbe Ordnung und Sauberkeit, welche dem ganzen Hause sein eigenthümliches Gepräge gab. Es war ein Junggesellenheim, das zu keiner Zeit den unerwarteten Besuch einer Dame hätte fürchten müssen, und über dem Ganzen war ein Hauch gemüthlichen Behagens, wie er selbst den prächtigsten Räumen in Schloß Schönheide vollständig fehlte.

Auch Hertha mochte wohl einen ähnlichen Eindruck empfangen haben, denn sie gab kein Zeichen der Ungeduld, obwohl nach der Entfernung der Wirthschafterin Minute auf Minute verrann, ohne daß das Rollen des erwarteten Wagens vernehmlich geworden wäre. Mit einem Lächeln von bezaubernder Liebenswürdigkeit begrüßte sie den Hausherrn, als er nach einer Weile wieder eintrat, auf einem Teller zwei Gläser. Milch tragend.

„Sie haben, wie Sie sehen, das Unglück gehabt, in das Haus eines Bauern zu gerathen, meine Damen," sagte er, „und nur die Gastlichkeit eines Bauern ist es, die ich Ihnen zu erweisen vermag. Wollen Sie die kleine Erfrischung trotz ihrer Dürftigkeit nicht verschmähen?"

Und ohne Ziererei griffen Beide zu dem ländlichen Trunk.

„Das mundet köstlich," sagte Hertha. „Wahrhaftig, ich fange schon an, diesem vielgepriesenen Landleben ebenfalls Geschmack abzugewinnen."

(Fortsetzung folgt.)

Im Reiche der Töne.

(Mit Bild auf Seite 113.)

Die beiden herrlichen Frauengestalten, die uns Wilhelm Bader auf seinem Gemälde (siehe den Holzschnitt auf S. 113) vorführt, geben sich ganz jenem geheimnißvollen Zauber hin, der im „Reiche der Töne" waltet. Die Eine, welche sich an die Schulter der Schwester oder Freundin schmiegt, um in das Notenbuch zu blicken, das diese auf dem Schoße liegen hat, spielt mit kunstgeübter Hand auf der Laute, und Beide lauschen aufmerksam der von den Saiten erklingenden Weise. Es ist dem Maler des poetisch empfundenen Bildes in vorzüglicher Weise gelungen, die Wirkung der Töne auf die beiden jugendschönen Mädchen, die eine überaus anziehende Gruppe bilden, zur Anschau ng zu bringen.

Eingeborene von Feuerland an der Magelhaensstraße.

(Mit Bild auf Seite 116.)

Das Südende des südamerikanischen Festlandes wird durch den Archipel von Feuerland gebildet, den die Magelhaensstraße vom Festlande scheidet. An diesen nackten Inselküsten leben Menschen der amerikanischen Rasse, von Gestalt mittelgroß und kräftig, welche straffes schwarzes Haar und dunkle Augen haben. Sie wohnen in rohen Hütten aus Baumästen und leben von Jagd und Fischfang, vorwiegend aber von Schalthieren, die sie am Strande sammeln. Ihre Kleidung besteht aus Thierfellen. Unser Bild auf S. 116 zeigt eine Gruppe von ihnen, bestehend aus einem Weibe und drei Kindern, die aber schon nicht mehr auf der tiefsten Stufe der Wildheit stehen, wie die meisten Feuerländer, und auch zu den hübscheren Individuen ihres Stammes gehören. Die beiden kleinen Skizzen unseres Bildes lassen den landschaftlichen Charakter der öden Inseln des Feuerlandes erkennen. Sie stellen einen Gletscher an der Tamarbai und das Pfeilerkap (Kap Pilar) am Eingange der Magelhaensstraße vom Stillen Ocean aus dar.

Wildfangsrecht.

Historische Erzählung von Hermann Hirschfeld.

1. (Nachdruck verboten.)

Fahrende Leute waren es, die an einem stürmischen Spätabend des September 1636 inmitten eines dichten Gehölzes der Wesergegend in einiger Entfernung von der Stadt Minden ihre Lagerstätte unter einer mächtigen Eiche aufgeschlagen hatten. Von ihrem Stande zeugte die flitterhafte, verschossene Tracht, die unter den groben Mänteln oder Wolldecken hervorlugte, die verschiedenen Geräthschaften und der kleine, mit einem Plandach überspannte Wagen. Fahrendes Volk war die aus sechs Erwachsenen und einem etwa vierzehnjährigen Knaben bestehende Gesellschaft ohne Zweifel, aber das Zigeunerhafte und Wüste, das in den meisten Fällen solche kennzeichnete, fand sich hier nicht vor, und die beiden Frauen hatten nichts Herausforderndes in ihrer äußeren Erscheinung.

Die eine derselben saß abseits von den Uebrigen, an ihrer Seite der schlanke, braungelockte Knabe, der Aehnlichkeit nach ihr Sohn. Obwohl die erste Jugendblüthe bereits geschwunden, konnte das in Mitte der dreißiger Jahre stehende Weib doch noch schön genannt werden. Sie hatte ihren Arm um des Sohnes Nacken geschlungen, der, sein Haupt an ihre Brust gelehnt, schweigend dasaß; von Zeit zu Zeit fuhr er empor und lauschte. Auch die übrigen Mitglieder der Gesellschaft richteten sich wiederholt auf, so oft ein Geräusch aus der Ferne hörbar ward. Bangigkeit lag in ihren Mienen ausgeprägt, während ein gewisser Trotz aus dem dunklen Auge des Knaben leuchtete wenn seine Hand zu dem kurzen Messer griff, das an seiner Seite hing.

Kriegerisch war die Zeit, und selbst der Besitzlose hatte sich, wenn auch nicht der Habsucht, so doch der Rohheit und wüsten Leidenschaft der zuchtlosen Soldateska zu erwehren. Noch lohten die Flammen des dreißigjährigen Krieges, und ganz nahe der Waldesstätte hatte eben ein Zusammenstoß feindlicher Heerhaufen stattgefunden

Friedrich V., der vertriebene Kurfürst von der Pfalz, war in seinem Asyl zu Holland gestorben, und sein jugendlich-kühner Sohn Karl Ludwig hatte versucht, sich das ihm vorenthaltene Erbe vom Kaiser zurückzuerobern. Die eisernen Würfel waren gerollt — der junge Prätendent hatte verspielt! In regelloser Flucht löste sich das kurpfälzische Heer auf, von den Kaiserlichen verfolgt; noch bis vor Kurzem hatte man im Walde deutlich einzelne Schüsse gehört.

„Es scheint," sagte eben die Frau an des Knaben Seite, „wir bleiben vor schlimmen Besuchern verschont; o Jerko, mein Sohn, ich habe es einmal erlebt, als sie uns heimsuchten, die Kaiserlichen, und Deinen Vater erschlugen. Wer weiß, was aus uns geworden wäre, hätte ich Dich nicht in meinen Armen geborgen und das Weite gesucht."

„Du stießest dem frechen Buben, der Dich anzutasten wagte, den Dolch in die Seite," ergänzte Jerko. „O Mutter, welch' ein Glück, daß ich jetzt groß bin und Dich schützen kann in der Gefahr. O Mutter, wär' ich ein Ritter, ein Landsknecht nur, und dürfte fechten für Ehre und Recht!"

Das Zwiegespräch ward durch eine Bewegung unter der abseits lagernden Gruppe unterbrochen. In der Nähe ertönten die Tritte eines hastig Nahenden. Der mit Jerko bezeichnete Knabe war aufgesprungen und hatte seine Waffe gelöst.

„Steht! Wer da!" rief einer der Fahrenden die mittelgroße, schlanke, in einen Mantel gehüllte Mannesgestalt an, die dicht neben Mutter und Sohn aus dem Dickicht hervorbrach.

Die Flamme des Feuers warf Streiflichter auf den Ankömmling. Sie ließ unter einem breitkrämpigen, mit kostbarer Feder geschmücktem Hute ein jugendliches, edel geformtes Antlitz, von dunklen Locken umwallt, erkennen. Ein einziger Blick zeigte dem offenbar auf der Flucht befindlichen jungen Krieger, daß er friedliche Leute vor sich hatte.

„Oefter als einmal fand ich mehr Treue und Wahrheit bei Kindern des Volkes, als in den Reihen der Großen," sagte er hastig. „Bedränger sind hinter mir — wollt Ihr mich schützen?" Ich bin ein Dienstmann Karl Ludwig's. Könnt Ihr mich als Eures Gleichen noch in dieser Nacht nach Minden schaffen?"

„Unmöglich, Herr. Könnt Ihr die Weser nicht durchschwimmen, gibt's keinen Weg für Euch, denn einen Nachen findet Ihr nimmermehr," antwortete einer der Männer.

Der Flüchtling preßte die Lippen zusammen, dann wandte er sich an Jerko. „Ist der Pfad zum Flusse weit, und willst Du mich zum Ufer geleiten?" fragte er.

„Ich will Euch führen, Herr," erwiederte dieser ohne weiteres Bedenken, „es ist kaum eine Viertelstunde bis zum Uferrande. Ich weiß eine Furt, die seicht genug ist, mit Pferd und Wagen durch den Fluß bis zur hohen Böschung des anderen Ufers zu kommen. Vertraut Euch mir an, Herr, unser Pferd hat gerastet, ich spanne es vor den Wagen und bringe Euch durch die Weser."



Gletscher an der Tamarbai. — Eingeborene von Feuerland an der Magelhaensstraße. (S. 115) — Das Pfeilerkop (Kap Pilar).

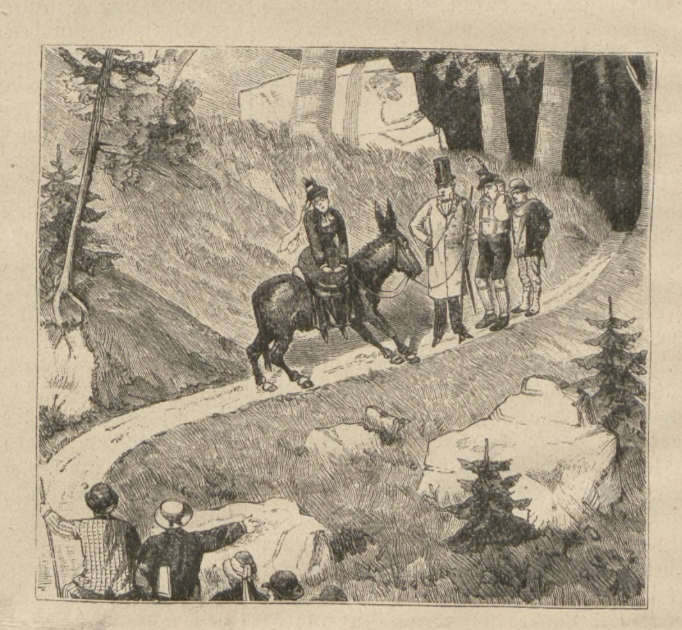
Humoristisches.

Die Macht des Gesanges.













Mit beiden Händen faßte der Fremde des Knaben Rechte. „Ich danke Dir," sagte er bewegt. „Nehmt," fuhr er fort, eine Börse in des Führers Hand drückend, „es ist Alles, was mir der Augenblick vergönnt zu geben. Später kann ich besser lohnen."

Jerko's Mutter schien eine Beute der höchsten Aufregung über den Entschluß des Sohnes zu sein. Sie wagte nicht, ihn zurückzuhalten, aber als das Pferd angeschirrt und ein verborgener Sitz auf dem Planwagen für den Flüchtling gerüstet war, als Jerko zum Abschiednehmen an sie heran trat, da brach der mühsam gehaltene Damm ihrer Empfindung. Mit beiden Armen umschlang sie den Knaben, und ihn an sich pressend, rief sie: „Jerko, geh' nicht! Bange Ahnung kommt über mich — ich sehe Dich nicht wieder!"

„Laß mich nur, Mutter," entgegnete Jerko, indem er sich aus der Umarmung löste, „es hat ja keine Gefahr; ein Ehrengang ist's für mich, wirst Du ihn wehren?"

Der Fremde hatte sich dem Weibe genaht. „Fern sei es von mir, einen Sohn der Mutter Willen entgegen mit mir zu nehmen auf ungewissen Pfad. Bangt Euch um Euren Knaben, gute Frau, so bleibe er bei Euch, ich schelte Euch nicht. Ich weiß, wie bang eine Mutter sorgt, auch ich habe eine Mutter daheim, die um mich sich härmt."

Er wandte sich ab, als wolle er die Bewegung verbergen, die ihn zu übermannen drohte.

Jerko's Mutter aber rief: „Eine fahrende Frau bin ich, und die um Euch bangt, sitzt wohl in Sammet und Seide auf prächtigem Schloß. Aber wie ich Wohlwollen und guter Menschen Schutz erhoffe für meinen Knaben, so will ich auch Euch keine Hilfe weigern um ihretwillen. Mag Jerko Euch fahren — er ist stark und klug; der Himmel gebe ihn mir wieder!"

Wenige Minuten später rollte der Wagen davon. Der Schützling Jerko's hatte sich in ein Gespräch mit seinem jungen Fuhrmann eingelassen. Er hatte erfahren, daß der durch den Mordstahl kaiserlicher Soldaten getödtete Vater ein jüngerer Sohn aus gutem Hause gewesen war, der von seiner Familie der Neigung zu der Tochter eines wandernden Künstlers halber verstoßen worden. Er war dem geliebten Mädchen gefolgt und selber ein Fahrender geworden. Dem Knaben aber, das leuchtete aus jedem Wort des Erzählenden, widerstrebte es, mit Harfe und Gesang zum Ergötzen fremder Menschen durch die Lande zu ziehen. Nur die geliebte Mutter hielt ihn bei der fahrenden Truppe zurück, von denen kein weiteres Glied ihm blutswandt war.

Nur mit halbem Ohr hatte der Flüchtling des Knaben Bericht zugehört. Es war ihm, als wenn aus der Ferne ein wüstes Durcheinander von Stimmen töne, das der Wind herüber trug. Nur einen Augenblick — dann war Alles wieder still.

Jerko war todtenblaß geworden. „Vorwärts!" sagte er, das Pferd in's Wasser lenkend, „die Feinde sind hinter uns."

Das Pferd scheute, als die Kälte seine Füße benetzte, aber es mußte weiter; instinktmäßig hielt es sich in gerader Richtung. Eine beträchtliche Strecke war schon zurückgelegt, aber eine größere noch zu überwinden, und schon war das Wasser dem Thier bis an den Leib gestiegen. Da krachten Schüsse aus der eben verlassenen Waldgegend her und nun ein wilder Schrei.

„Sie überfallen uns!" schrie Jerko auf, „o meine Mutter!"

Wüster Lärm erklang jetzt auch vom Ufer her. Schüsse krachten, laute Verwünschungen drangen zu den Fliehenden herüber. Jerko trieb das Pferd mit Peitschenschlägen zu rascherem Laufe an. Nun pfiff eine Kugel — das Pferd scheute, aber setzte dann den Weg wieder fort. Nur wenige Schritte noch, und das Ziel war erreicht. Da knatterte es von drüben, die Kugeln schlugen in's Wasser, daß der Gischt hoch aufspritzte. Eine aber traf, Jerko stieß einen unterdrückten Schrei aus und wankte auf seinem Sitze.

„Hinunter — hinunter!" stieß er hervor.

Es war das Letzte, was der Gerettete von ihm hörte. In demselben Augenblick bäumte sich das geängstigte Thier und brach seitwärts aus, da die lenkende Hand ihm fehlte. Wollte der Flüchtling sich nicht nutzlos selbst verderben, mußte er der letzten Weisung folgen. Mit einem Schwunge sprang er aus dem versinkenden Gespann, watete mit verzweifelter Anstrengung bis zum nahen Ufer und klomm die Böschung hinauf.

2.

Dreiundzwanzig Jahre waren seit den eben geschilderten Ereignissen verstrichen, der westfälische Friede hatte die Ruhe der deutschen Staaten wenigstens nothdürftig hergestellt, wenn es auch unter der Oberfläche noch immer aufwallte und zuckte.

Schon lange vorher war es den Bemühungen der einflußreichen Freunde des Sohnes Friedrich's V. von der Pfalz gelungen, den Kaiser zur Anerkennung der kurfürstlichen Würde Karl Ludwig's und Herausgabe des größten Theils der Rheinpfalz zu bewegen. Der junge Fürst fand bei seinem Regierungsantritt ein verwüstetes Land und gelobte sich, daß es hinfort seine Lebensaufgabe sein solle, die Fluren seiner Pfalz neu aufblühen zu lassen. Diese Absicht wäre ihm gewiß noch schneller gelungen, hätte er nicht viel mit der Gehässigkeit und dem Neid mißgünstiger Nachbarfürsten zu kämpfen gehabt.

Unter diesen stand der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, mit in erster Reihe, der in unablässiger Fehde mit Karl Ludwig lebte. Nach dem Beispiele ihres Gebieters verfuhren auch die höheren Beamten des Mainzers rücksichtslos, sobald es sich um kurpfälzische Interessen handelte. Vor Allem war dies bei dem Oberstjägermeister des hohen Herrn, dem Freiherrn Ewald v. Rohrstein, der Fall, der, an und für sich eine gewaltthätige, leidenschaftliche Natur, selbst ungerechtfertigte Uebergriffe durch die Gunst seines kurfürstlichen Gebieters gedeckt wußte. Eben verweilte er auf einem der weitläufigen Güter Schönborns an der pfälzischen Grenze, wo ihm eine fast unbeschränkte Gewalt eingeräumt war.

Der Freiherr, eine gedrungene Gestalt mit plumpen Zügen, befand sich in einem der prächtigen Gemächer des Schlosses. Vor dem gebietenden Herrn stand sein Leibdiener, der eben eine Meldung überbracht hatte, und ein boshafter Zug prägte sich auf Rohrstein's Antlitz aus.

„Also im Vorzimmer ist der kecke Patron, er will die gnädige Entscheidung seiner Bittschrift selber holen? Wohl, er möge kommen!"

Der Lakai verschwand und einige Augenblicke später erschien ein schlank gewachsener Mann in Jägertracht im freiherrlichen Zimmer.

„Jerko Ehrenburg, wie Er sich zu nennen beliebt," nahm der Freiherr das Wort. „Er hat sich um Verleihung des Försterpostens beworben, der durch den Tod des alten Bernhard, seines Pflegevaters, erledigt ist. Wie man mir berichtet, ist Er ein trotziger, störrischer Geselle, der keine Förderung verdient."

Eine dunkle Gluth überzog das gebräunte Antlitz des Jägers. „Ich glaube stets meine Pflicht gethan zu haben, Euer Gnaden."

„Hoho, Pflicht. Was versteht Er von Pflicht — Er, ein aus Mitleid aufgenommener Landstreicher!" rief der Freiherr roh.

„Fahrender Leute Kind bin ich," erwiederte Jerko ruhig, „keine Heimath kann ich bezeichnen mit Recht und Fug; gebt mir eine solche, Herr, an Euch liegt's ja allein, und seid meiner Dankbarkeit und Treue versichert."

„Hat Er Beweise der Herkunft Seiner Eltern?" fragte der Freiherr. — „Nicht?" Ein höhnisches Lächeln zog über sein Gesicht. „So bist Du ein Wildling, ein Heimathloser nach germanischem Recht. Für solche ist kein Platz im kurfürstlichen Dienst. Ich mag Dein Gesicht nicht, gehe. Vielleicht kann der Herr Nachbar, das Kurfürstlein Karl Ludwig drüben, Dich gebrauchen, er sucht Ansiedler für sein verwüstetes Land, und Bettlern und Vagabunden ist er besonders gewogen."

Jerko's Augen flammten, und er hatte sichtlich Mühe, sich zu bezwingen.

„Nicht diesen trotzigen Blick, Bursche!" fuhr der Freiherr auf. „Ich kenne dieses böse Auge, weiß auch mehr von Dir, als Du ahnst, will Dich nur an ein Weib erinnern, das mir einst den Dolch in die Seite stieß."

Keuchend hob sich die Brust Jerko's. Todtenbleich wurde sein Gesicht. „Ihr wart es, Ihr —"

„Danke mir, wenn ich vergesse, daß Du der Sohn jenes Weibes bist," fuhr der Freiherr fort. „Geh' und hüte Dich, je wieder vor mein Auge zu kommen, willst Du nicht die Peitsche kosten. Geh', sage ich."

Er hatte, wohl hauptsächlich als Waffe der Nothwehr im Falle einer Thätlichkeit des zum Aeußersten gebrachten Jägers, die Jagdpeitsche von der Wand gerissen, aber in demselben Augenblick entriß Jerko sie des Edelmannes Hand.

„Lerne sie erst selbst kosten!" schrie er auf. „So zahle ich für mich und die Meinen, ehrloser Schurke!"

Und mit wuchtigem Hieb sauste der geflochtene Riemen zweimal über Rohrstein's Gesicht, blutige Furchen zurücklassend.

Wie ein Stier brüllte der Geschlagene auf. „Das ist dein Tod, Bube! Herbei, herbei, haltet ihn — bindet ihn!"

Doch schon war Jerko die Treppe hinabgeeilt und zur Pforte hinaus. Sein nächster Gedanke war, die nahe waldige Gegend zu erreichen, die eine Grenze zwischen den kurpfälzischen und kurmainzischen Staaten bildete. Eine Jagd auf Leben und Tod galt es für ihn, dessen war er sich wohl bewußt, und aus der Ferne vernahm er schon das Halloh seiner Verfolger.

3.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, mit Goldesglanz erfüllte sie den Wald, mit lichtem Schein umwob sie den Kreis der edlen Herren, an der Spitze Kurfürst Karl Ludwig selber, die unter den weiten Aesten einer riesigen Eiche zu fröhlichem Abendtrunk auf dem moosigen Boden lagerten. Auf einer Lichtung in einiger Entfernung hielten die mitgenommenen Knechte die Pferde.

Plötzlich trat aus dem Waldesdickicht ein Weib, das, sichtlich überrascht von dem plötzlichen Anblick der Herren, den Schritt anhielt. Ohne Zweifel gehörte sie den fahrenden Leuten an, denn eine kleine Harfe hing an breitem Gurt über ihrer Schulter, ihre Kleidung war ärmlich und abgerissen, aber die ganze Erscheinung der Frau hatte nichts von jenem unwillkürlich Abstoßenden, das sich häufig in höherem Alter bei wandernden Leuten ihres Schlags offenbart.

Ihre Erscheinung, die sich vom Sonnenlicht bestrahlt vom dunklen Hintergrund der dichtstehenden Bäume abhob, mußte den Herren unter der Eiche auffallen, und auf dieselbe deutend rief der Kurfürst: „Vielleicht weiß das fahrende Weib ein gutes Lied zur Harfe; hol' Einer sie heran, Ihr Herren, eine schöne Weise würzt den Trunk."

Einer der Edeljunker stand auf, um die Frau zu verständigen. Langsam, mit einer gewissen Würde kam die alte Frau näher; in einiger Entfernung von den Lagernden blieb sie stehen, auf ihre Harfe gestützt.

Karl Ludwig, den der prächtige Herbstabend in die beste Stimmung versetzt, wandte sich selber an die Alte. „Woher kommst Du?“ fragte er leutselig, „und wohin des Wegs?“

„Aus der Welt, Herr, und in die Welt,“ lautete die Antwort.

„Freilich, die ganze Welt ist der Fahrenden Heim,“ meinte Karl Ludwig; „aber hast Du nicht Anhalt, nicht Stütze, daß Du allein das Land durchstreifst in Deinen Jahren?“

Die Alte schüttelte traurig das Haupt. „Ich habe Niemand, Niemand. Und was ich suche, birgt vielleicht schon das Grab.“

„Willst Du in meinen Landen Dich niederlassen, Frau?“ sagte der Kurfürst gütig. „Ich will für Dich sorgen. Eine unbezahlte Schuld fahrenden Leuten gegenüber lastet auf mir, es soll mich freuen, an Dich einen kleinen Theil davon zu bezahlen.“

Die Fahrende schüttelte das Haupt. „Ich danke Dir, Herr, aber bis ich ihn gefunden, gibt's keine Rast für mich. Mein Sohn ist's, Ihr Herren,“ schrie sie auf, „mein armes, einziges, tapferes Kind! Als ich es zuletzt in meine Arme preßte, war dieses Haar schwarz wie die Federn des Raben, und Jugendkraft durchströmte meine Adern.“

Prüfend hielt der Kurfürst den ernsten Blick auf das Weib gerichtet, als wolle er aus ihren Zügen Vergangenes in's Gedächtniß rufen. „Erzähle mir,“ sagte er dann, „wie es kam, daß das Schicksal Dich mit dem Schwersten heimgesucht, was eine Mutter treffen kann.“

„Schon mancher hohe Herr verlangte meines Leides Ursache zu wissen,“ versetzte die Alte. „So vernehmt's auch Ihr. — Mit einem Trupp fahrender Leute lag ich an einem stürmischen Abend im Wald verborgen; ein Gefecht hatte in der Nähe stattgefunden. Ein flüchtiger Mann kam zu uns, er flehte um Hilfe und Geleit. An Edelsinn und Muth war mein Sohn — fünfzehn zählte er kaum — ein Mann. Als Führer bot er sich dem Fremdling. Ich wollte ihn nicht lassen, ich wußte, es war ein Abschied für immer — und meine Ahnung erfüllte sich.“

In sichtlicher Erregung hatte der Kurfürst den Worten gelauscht. „Dein Knabe hieß Jerko!“ warf er plötzlich dazwischen.

„Herr, Herr, was wißt Ihr von meinem Sohne?“ schrie das Weib auf.

Karl Ludwig schüttelte das Haupt. „Hoffe nichts,“ sagte er milde, „ich kenne nur das Ereigniß, nicht dessen Folgen. Berichte zu Ende.“

Ein Seufzer entwand sich der Brust des Weibes, dann fuhr sie fort: „Kurze Zeit, nachdem mein Knabe mit dem Fremdling unsere Lagerstätte verlassen, suchten uns kaiserliche Söldner heim; sie hatten die Spur des Flüchtlings, der ein gar vornehmer Herr sein mußte, gefunden, und überfielen nun uns friedliche Leute, in deren Mitte sie ihn vermutheten. Daß er entkommen, sollten wir büßen. Von einem Troß roher Söldner verfolgt, lief ich waldein. Ich entkam, aber seit jener Stunde, da ich zum letzten Mal ihn küßte, sah ich meinen Sohn nicht mehr. Auf und ab schweifte ich die Welt, durch aller Herren Lande. Ich verlor nicht die Hoffnung — ich suchte — suchte — und noch glaube ich und suche nach meinem verlorenen Kinde.“

Eine tiefe Stille lagerte über dem vornehmen Kreise. Mit unverkennbarer Theilnahme blickten Aller Augen auf die Gestalt der Alten, die wie gebrochen auf einem Baumstumpf niedergesunken war.

Schon seit einiger Zeit war aus der Ferne verworrenes Geräusch und das Lärmen wüster Stimmen herübergedrungen; jetzt verstärkte es sich, und plötzlich stürzte ganz in der Nähe des Fürsten ein Mann aus dem Gesträuch. Der Schweiß troff von seinem Antlitz, sein Kleid und seine Haut waren von Dornen zerrissen.

„Schützt mich, ihr Herren,“ rief er keuchend. „Mainzer sind hinter mir, der Rohrstein selber will mich fangen, weil ich ihm die Quittung seiner Schandthaten mit der Peitsche in's Antlitz gezeichnet. Schützt mich — ich bin kein Verbrecher!“

Der Kurfürst hatte sich dem Flüchtigen genähert. „Ruhig, Mann,“ sagte er, „Ihr seid hier auf kurpfälzischem Boden, der Bedrängte schirmt, und ich bin Kurfürst Karl Ludwig selbst. Ich denke, man wird nicht wagen, Euch auf meinem Gebiete anzufassen.“

Daß man es wollte, sollte dem Kurfürsten bald klar genug werden, denn eine Schaar Reiter bog um die Ecke des breiten Waldweges in die Lichtung ein. An ihrer Spitze befand sich Rohrstein selber.

„Im Namen meines kurfürstlichen Herrn heische ich den Verbrecher, der Gerechtigkeit zur Sühne!“ rief er, ohne seinen Sitz im Sattel zu verlassen.

„Herunter vom Pferd,“ donnerte es aus den Reihen der Umgebung Karl Ludwig's ihm entgegen, „der Kurfürst ist gegenwärtig!“

Nothgedrungen mußte der Freiherr gehorchen; er stieg vom Pferd, seine Leute folgten natürlich des Herrn Beispiel, einer von ihnen blieb bei den Thieren zurück, während die übrigen sich dem Kurfürsten näherten, der hoch auf gerichtet inmitten seiner Begleiter ihrer harrte.

„Ich bitte um Vergebung,“ kurfürstliche Gnaden, „daß ich im Eifer einen flüchtigen Verbrecher über die Grenze verfolgte,“ nahm Rohrstein mit erzwungener Ehrerbietung das Wort

„Mein Herr v. Rohrstein,“ erwiederte der Kurfürst kalt, „Grenzverletzungen gehören noch zu den Kleinigkeiten in der Reihe der Unbilden, die mir anzuthun mein Herr Vetter zu Mainz sich gefällt. Mich dünkt aber fast, spricht dieser Mann wahr, der kurpfälzischen Schutz erfleht, daß die von Euch gewählten Mittel einer Hetzjagd auf fremdem Boden mit dem Zwecke nicht in Einklang stehen. Ist dieser Mann Räuber oder Mörder, Fälscher oder Verschwörer, so nennt seine Schuld, und Karl Ludwig wird keinen Verbrecher der Gerechtigkeit entziehen.“

Rohrstein preßte die Lippen zusammen. „Der Bube hat seine Hand gegen einen der höchststehenden Würdenträger meines kurfürstlichen Herrn erhoben,“ sagte er, „ich meine, das ist genügend.“

„Ich meine, das ist nicht genügend,“ entgegnete Karl Ludwig ruhig, „denn es gibt Fälle, wo ein Würdenträger die Peitsche als Abzahlung auf den Galgen verdient. Ich kenne einige dieser Art, Herr Oberstjägermeister.“

Rohrstein's heißes Blut begann zu sieden. „Wozu der vielen Worte, Herr Kurfürst,“ rief er, „Ihr seht, dieser Mann trägt meines Herren Kleid, wollt Ihr ihn mir weigern?“

Ein Ausdruck des Bedenkens zeigte sich in den edlen Zügen Karl Ludwig's. Dem Flüchtigen, der mit höchster Spannung im fürstlichen Antlitz gelesen, entging er nicht.

Mit lauter Stimme rief er: „Nie habe ich Dienstpflicht beschworen, und als ich um das Amt warb, in dem ich bisher eines verstorbenen Wohlthäters Stütze gewesen war, da wies mich dieser Mann mit schnödem Hohne von hinnen, dem mein Antlitz verhaßt war, weil es ihn an Schande und Mord früherer Tage mahnte.“

„Genug!“ Abwehrend erhob der Kurfürst die Hand. „Schutz und Asylrecht will ich Dir verleihen, doch nur, um unparteiischem Gerichtsspruch Dich und Deine Sache zu übergeben. Am Orte Deiner Heimath sei Klage und Widerrede angebracht: nenne mir Deine Herkunft und den Staat, in dem Du geboren.“

„Gnädigster Herr,“ — des Flüchtlings Stimme zitterte zum ersten Male — „das vermag ich nicht. Ein unseliges Geschick entriß mich in jungen Jahren meiner Mutter, ein fremder Kriegsknecht rettete mir Leben und gab mir Unterstand. Von mir aber weiß ich nichts, als meines Vaters Namen, und daß ich das Kind ehrlicher, aber fahrender Leute bin.“

„Ihr hört es!“ rief der Kurfürst dem Freiherrn v. Rohrstein zu, „ohne Nachweis seiner Heimathsstätte gilt dieser Mensch als Heimathloser, als Wildling nach germanischem Recht, und so lege ich im Namen des Kaisers die Hand auf diesen Mann und erkläre ihn als mein, als Hörigen der Kurpfalz, kraft des mir vom Kaiser verliehenen Wildfangsrechts. Das meldet Eurem Gebieter, Herr Oberstjägermeister.“

Blaß vor Wuth fügte sich der Freiherr in seine Niederlage. „Ich weiche der Nothwendigkeit und dem Respekt vor der Würde des Kurfürsten von der Pfalz,“ sagte er mit erzwungener Ruhe. „Meinem erhabenen Gebieter muß ich es überlassen, die Rechte seiner geheiligten Stellung zu wahren.“

Er verbeugte sich gegen Karl Ludwig und seinen Begleitern winkend, schritt er den Pferden zu; wenige Augenblicke später war die Schaar im Waldesdunkel verschwunden, vom schlecht unterdrückten Gelächter der kurfürstlichen Reitknechte verfolgt.

Zu des Landesherrn Füßen sank der Schützling Karl Ludwig's. „Euer ist mein Leben, kurfürstliche Gnaden,“ rief er, „dienen laßt mich Euch, als der geringste Eurer Knechte. Nur Eines erlaßt mir, jene Fessel, die ich nie gekannt, bei deren Gedanken mein Blut erstarrt — eher todt, als leibeigen!“

Eine merkbare Ergriffenheit lag in Blick und Ton des Kurfürsten, da er die Hand auf des Knieenden Schulter legend erwiederte: „Ein Wildling mußtest Du sein, damit ich mein Recht an Dir wahren konnte — ein Wildling, um der Gewährung Deiner Bitte sicher zu sein. Die Hand des Schicksals erkenne ich in dieser Stunde, die mich selbst einst als Bedrängten durch den Opfermuth eines Wildlings vor Tod und Schande bewahrt. Bekannte Züge las mein Herz mehr als mein Auge in Deinem Antlitz; sammle Dein Erinnern, Jerko, und sieh' mich an.“

Ein heller Aufschrei drang aus des jüngeren Mannes Brust. „Ihr, Herr — Ihr —“ brachte er kaum vernehmbar hervor.

„Ja, ich bin es, den Du einst gerettet. Heute kann ich's Dir vergelten. Ich rettete Dein Leben und mache Dich frei. Mehr als eine Heimath kann der Pfälzer Kurfürst dem Heimathlosen geben — dem Mutterlosen eine Mutter.“

Er faßte Jerko's Hand und machte ein paar Schritte vorwärts. Der Kreis, der sich um den Fürsten gebildet hatte, theilte sich, und mit dem Aufschrei: „Jerko, mein Jerko!“ stürzte die fahrende Frau dem in Ueberfülle des plötzlichen Glückes sprachlosen Sohne entgegen.

Schon seit geraumer Zeit hatte sie sich von ihrem Sitze erhoben, und so viel sie vermochte, in geziemender Entfernung gehorcht und beobachtet. Was sie hörte, was sie von den ihr abgewandten Zügen des Flüchtigen zu erkennen vermochte, bestärkte die Ahnung des Mutterherzens. Und nun war diese zur Gewißheit geworden, und schluchzend lag sie an des wiedergefundenen Sohnes Brust.

Nun erfuhr sie auch des Sohnes Schicksale. Eine Streifpatrouille kaiserlicher Soldaten hatte den Knaben verwundet, bewußtlos am Ufer der Weser gefunden. Einer der Männer hatte

sich seiner erbarmt und ihn mit sich genommen, um Pflegerstelle an ihm zu vertreten. Er sandte den Geretteten in die Mainzer Gegend, wo er als Jäger bisher angestellt gewesen war. Leicht verwundet, folgte er bald selber nach und in des Schützers Hause fand Jerko nach vergeblichem Forschen um den Verbleib seiner Mutter ein freundliches Heim. Dort reifte der Knabe zum Manne.

Mit den Beweisen rechtlicher Geburt ausgerüstet, wirthschaftete Jerko Ehrenburg fortan auf einem stattlichen Hofe, den ihm des Kurfürsten Karl Ludwig's Huld überwiesen, und noch manche Jahre des Glückes waren seiner Mutter vergönnt.

Das „Wildfangsrecht“ aber behauptete Karl Ludwig noch lange Zeit als kurpfälzisches Privilegium mit gutem Erfolg, denn manchen brauchbaren Arm und mehr als einen kräftigen Kolonisten erwarb er seinem vom langen Krieg gelichteten Lande. Freilich entspann sich eine hartnäckige Fehde zwischen den nachbarlichen Kurfürsten, bis im Jahre 1667 ein gütlicher Vergleich zu Stande kam und der Ausübung des Wildfangsrechtes zugleich mit dem drohenden „Wildfangskrieg“ ein Ende machte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der erste Luftschiffer in Konstantinopel. — Das Steigen eines Luftballons war noch vor siebenzig Jahren in der türkischen Hauptstadt ein unbekanntes Schauspiel, und der erste kühne Luftschiffer, der sein Glück im Orient versuchte, war ein junger Engländer, Namens Harris.

In Pera wohnte damals ein unter russischer Botmäßigkeit stehender mingrelischer Wein- und Liqueurhändler, der eine einzige Tochter besaß, weit und breit gerühmt wegen ihrer Schönheit. Die Gerüchte von diesem Mädchen setzten das Herz des Engländers in Flammen, nebenher berechnete er aber auch die Vortheile, welche eine orientalische Schönheit ihm als Billetverkäuferin an der Kasse bringen mußte. Er begab sich zum Weinhändler und hielt um die Hand seiner Tochter an. Seine künftigen Schwiegereltern konnten sich allerdings keinen rechten Begriff von seinem Stande machen; sie dachten aber, ein englischer Luftschiffer müsse eine hohe Stellung sein, zumal er mit Empfehlungen seines Gesandten und mit Geld wohl versehen war. Genug, die Vermählung fand statt, und Harris, sterblich verliebt in seine junge Frau, dachte lange Zeit nicht an die Ausübung seiner luftigen Kunst. Als aber seine Kasse sich zu erschöpfen begann, ließ er in Konstantinopel bekannt machen, daß er gen Himmel fliegen werde. An den paradiesischen Begräbnißplätzen von Pera, im Angesicht des Meeres von Marmora, sollte der Ballon steigen. Der Großsultan hatte sich in höchsteigener Person eingefunden und mit seinem glänzenden Gefolge unter einem kostbaren Zelte Platz genommen; eine unabsehbare Menge drängte sich um die Schranken, die der Ballon stolz überragte.

Der alte Mingrelier drängte sich im letzten Augenblicke zu seinem Schwiegersohn, um ihm noch einmal mit väterlichen Worten von einem so ruchlosen Unternehmen abzurathen; aber Harris lächelte und war eben im Begriffe, die Gondel zu besteigen, als auch sein junges Weib sich ihm zu Füßen warf. „Wir sind erst so kurze Zeit verheirathet,“ flehte sie, „und schon willst Du mich verlassen? Laß mich wenigstens Dein Schicksal theilen und nimm mich mit Dir!“

Harris überlegte einen Augenblick und prüfte den Wind, dann hob er seine Frau in die Gondel, folgte ihr, und der Ballon stieg. Mit Erstaunen sahen die Muselmänner, wie ihre Märchenträume durch das unerwartete Schauspiel sich verwirklichten; sie jauchzten, wie trunken vor Entzücken. Harris feuerte seine Pistolen ab, dann reichte er seiner Frau die türkische Fahne, während er selbst die englische ergriff, und eng umschlungen schwangen sie dieselben in dem azurblauen Aether.

„Ach,“ seufzte die Mutter Zaidens, als der Ballon ihren Blicken entschwand, „sie sind im Himmel! Wir werden unsere Kinder nicht wiedersehen!“

„Und schau nur,“ sprach der Alte, auf die Kasse zeigend, „welch' einen Haufen Gold und Silber sie uns hinterlassen haben!“ —

Aber schon am anderen Tag kehrte das Pärchen zurück, zum Staunen aller Moslems, die steif und fest geglaubt hatten, der Engländer sei mit seiner Frau direkt in den Himmel geflogen. [C. T.]

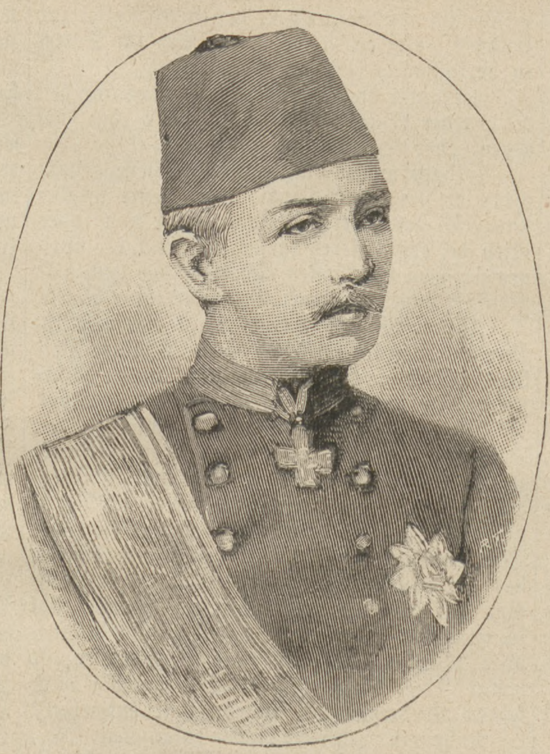
Der Fuchs als Mäusejäger. — Reineke ist als virtuoser Mäusejäger weniger anerkannt und geachtet, wie er als Hühnerdieb beim Landmann, als Hasenliebhaber und Rehkitzbeschleicher bei dem Jäger verhaßt und verfolgt ist. Und dennoch ist sein Verdienst als Mäusejäger vom Landwirth sehr hoch anzuschlagen, wenn er auch zuweilen aus unverwahrtem Geflügelstall sich ein Huhn als Jagdrecht beilegt. Zum Beweis seiner Mäusejägervirtuosität theile ich folgende Beobachtung mit, die ich nicht nur einmal, sondern schon öfter gemacht habe.

Auf freiem, schneebedecktem Felde trottet Reineke gemächlich und gemüthlich dahin. Jetzt setzt er sich und schaut mit vergnügten Sinnen auf den ebenen Schneeplan hin. Ein hüpfender Plagegeist scheint ihn in seiner ruhigen Erwägung, welche Richtung er auf seinem Pürschgange nehmen soll, zu stören. Er hebt ein Hinterbein und bringt den kleinen Störenfried hinter dem Ohr zur Ruhe. Dann trabt er behaglich weiter über die Schneefläche.

Auf einmal steht er still, streckt die Lunte geradeaus, und plötzlich macht er einen bogenförmigen, ziemlich hohen Sprung in die Luft, die Vorderläufe und die Schnauze auf eine bestimmte Stelle des schneebedeckten Bodens gerichtet. Der Sprung hatte jedenfalls einer Maus gegolten; er scheint sie aber nicht erwischt zu haben, denn er geht sogleich weiter. Jetzt steht er wieder still, und es erfolgt derselbe gewandte Sprung. Diesmal aber hat er seine Beute richtig erhascht. Sei es nun, daß er bereits gesättigt war, oder daß er wegen seines Appetits um so größere Freude an seinem Fange hatte, item, er verspeiste den Bissen nicht sogleich, sondern machte nach Art der Katzen allerlei lustige Sprünge. Er warf den Fang mit den Vorderläufen und der Schnauze in die Höhe und sprang dann, als gälte es einen Wettkampf, mit größter Schnelligkeit darauf los. Dann legte er sich duckend in den Schnee und ließ die Maus über denselben huschen, um sie unter verschiedenen Purzelbäumen wieder einzuholen. So trieb er sein Spiel mit dem Thier, bis es schachmatt war; dann erst wurde es getödtet und verspeist.

Wunderbar ist es, wie es dem Fuchs möglich ist, auf mehrere Schritte Entfernung die Maus wahrzunehmen. Sehen konnte er sie nicht wegen des Schnee's. Ohne Zweifel hat ihn sein äußerst scharfer Geruch und sein feines Gehör geleitet.

Da Reineke diese Mäusejagd nicht nur zur Stillung seines Hungers, sondern oft auch lediglich zum Vergnügen betreibt, so dürfte der Landmann durch diese seine „noble Passion“ sicher von manchem lästigen Nager befreit werden. [F. Koch.]



Abbas Pascha, Khedive von Egypten.

Abbas Pascha, Khedive von Egypten.

(Mit Porträt.)

Der an der Influenza am 7. Januar aus dem Leben geschiedene Khedive Mehemed Tewfik hielt sich keinen Harem, sondern lebte mit seiner Gattin Emineh, Tochter des Prinzen El Hamy Pascha, seit 1873 in glücklicher Ehe. Aus derselben sind zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen entsprossen. Der Nachfolger Mehemed Tewfik's ist sein ältester Sohn, Abbas Pascha (siehe das Porträt), geboren am 14. Juli 1874. Der neue Khedive von Egypten hat seine wissenschaftliche Bildung gemeinschaftlich mit seinem jüngeren Bruder Prinz Mehemed Ali Bey im Wiener Theresianum genossen, wo er zuletzt Hörer des zweiten juridischen Lehrgangs war. In Wien wohnte Abbas Pascha im Theresianum, genoß in seiner Wohnung besonderen Unterricht und legte alljährlich seine Prüfungen ab. Er erhielt auch militärischen Unterricht von den Professoren der technischen Militärakademie. Der jetzige Khedive ist übrigens der zweite Prinz, der aus der Theresianischen Akademie auf einen Thron berufen wurde: auch der verstorbene König Alfons XII. ging aus dieser Anstalt nach Spanien, um dessen Regierung zu übernehmen.

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 14:
Leb' jeden Tag, als wär's Dein letzter.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12 ein deutsches Land.
2. 8. 3. 1. 3. 2. 1 10. 2 eine Arzneipflanze.
3. 4. 12. 6. 1. 4. 2. 12 eine deutsche Stadt.
4. 5. 12. 3. 2. 5. ein Königreich.
5. 4. 1. 11. 10. 2 ein nordafrikanisches Volk.
6. 7. 8. 9. 3. 1. 10. 5 ein deutscher Stamm.
7. 10. 2. 10. 6 eine altrömische Göttin.
8. 3. 1. 6. 1. 4. 2. 12. 10. 2 ein mächtiges europäisches Herrschergeschlecht.
9. 3. 12. 5. 10. 2 ein Komponist.
10. 4. 12. 10. 5. 11. 10 ein Frauenname.
11. 1. 11. 6 ein Vogel.
12. 2. 11. 10. 7. 8. 10. 5 ein europäisches Volk.

Auflösung folgt in Nr. 16. [C. Leo.]

Logogriph.

Gar schöne Zeit — im Sommer war's am kühlen Meeresstrand —
Mit e wir haben dort, und schnell sich Herz zum Herzen fand.
Mit i und e, ach! wie so sehr war ich's und war's auch sie;
Seit gestern sind wir's nun mit o, jetzt lassen wir uns nie!

Auflösung folgt in Nr. 16. [Emil Root.]

Auflösungen aus Nr. 14:
des Reck-Räthsels: Michel, Sichel;
des Räthsels: und, Bund.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.